

Die Fieberkurve : Wachtmeister Studers zweiter Fall. Teil 5

Autor(en): **Glauser, Friedrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **56 (1952-1953)**

Heft 18

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-670832>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

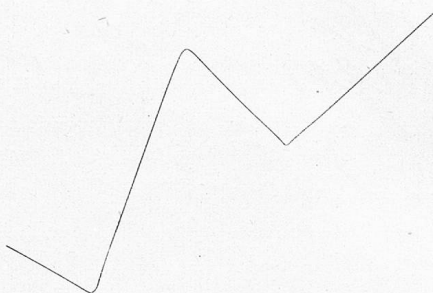
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE FIEBERKURVE



Wachtmeister Studers
zweiter Fall
von Friedrich Glauser

«Ich möchte Dr. Malapelle sprechen ... Ja? ... Sind Sie's, Dottore? Haben Sie die Sektion schon gemacht? ... Jawohl, von der Gasleiche, wie sie sagen ... Senti, Dottore! ...» Und Studer sprach weiter Italienisch, erzählte von seinem Verdacht auf Somnifen ... Der Arzt versprach das Protokoll auf den Nachmittag.

Dann blätterte der Wachtmeister weiter im Telefonbuch. Nein, hier war keine Fiebertabelle versteckt. Das Zimmer sah nicht aus, als sei es durchsucht worden. Studer probierte die Schubladen am Schreibtisch, sie waren verschlossen.

Das Schlafzimmer ... ein riesiges Bett darin und von dem einzigen Fenster rote Plüschvorhänge. Sie verdunkelten den Raum. Studer zog die Vorhänge auf.

Ueber dem Bett hing das Bild eines Mannes.

In Bern eine einsame Frau, in Basel eine einsame Frau. — Die Frau in Bern hatte es ein wenig schöner gehabt, Zweizimmerwohnung mit Küche, während die Josepha in Basel den Durchgangskorridor zum Wohn- und Schlafzimmer als Küche benutzt hatte. Aber einsam waren sie beide gewesen. Studer ertappte sich darauf, die alten Frauen bei ihrem Vornamen zu nennen. Die Josepha in Basel und die Sophie in Bern, beide schlürften in Finken in ihren Wohnungen herum, wahrscheinlich gingen sie auch in Finken über die Strasse «go poschte» ...

Merkwürdig, dass in der Wohnung der Josepha in Basel kein Bild des verstorbenen Geologen hing. Josepha war doch die rechtmässige Gattin gewesen, während die Sophie nur eine «G'schydni» war ...

Aber über dem Bett der Geschiedenen hing, mit dicken Holzleisten eingerahmt, die vergrösserte Photographie des Cleman Alois Victor. Denn nur um diesen konnte es sich handeln.

Er trug auf dem Bilde einen dunkeln, gekräusel-

ten Bart, der den hohen Westenausschnitt so vollständig verdeckte, dass die Form der Krawatte nicht festzustellen war. Ein Bart! Zeichen der Männlichkeit vor dem Krieg!

Der Bart musste dem Geologen und Schweizer heiss gegeben haben, dort unten in Marokko, beim Silber-, Blei- und Kupferschürfen! ... Dazu trug der Mann eine Brille, deren ovale Gläser die Augen verbargen. Verbargen? Es war nicht das richtige Wort! ... Sie liessen nur den Blick sonderbar matt und unbeteiligt erscheinen — unpersönlich. Und dadurch wurde auch das ganze Gesicht ausdruckslos.

Ein schöner Mann! Wenigstens das, was man in jenen vorsintflutlichen Zeiten unter einem schönen Mann verstanden hatte ...

Studer starrte auf das Bild; er schien zu hoffen, dass ihm der Ehemann von zwei Frauen etwas erzählen werde. Aber der weitgereiste Geologe blickte so gleichgültig drein, wie nur ein Wissenschaftler gleichgültig dreinblicken kann. Und der Wachtmeister kehrte ihm endlich verärgert den Rücken zu.

Als er wieder die Küche betrat, war der lederne Klubsessel nicht mehr leer.

Ein Mann sass darin, der ein merkwürdiges Spiel spielte: er hatte seine Mütze, die aussah wie ein vom Töpfer verpfuschter Blumentopf, über den Zeigefinger seiner Rechten gestülpt. Mit seiner Linken gab er dem vertätschten Gebilde kleine Stösse und brachte es zu einem langsamen Kreisen.

Der Mann, der eine weisse Kutte trug, blickte auf:

«Bonjour, inspecteur!» sagte er. Und dann fügte er in einem fremdländisch klingenden Schweizerdeutsch hinzu: «Es guets Neus!»

«Glychfalls!» antwortete Studer, blieb unter der Tür stehen und lehnte sich an den Pfosten.

«Der Gründer unseres Ordens, Kardinal Lavignerie», sagte Pater Matthias und fuhr fort, seinem verpfuschten Blumentopf, den sie drüben in Afrika Scheschia nannten, kleine Stösse zu geben, «unser grosser Kardinal soll einmal geäussert haben: „Ein wahrer Christ kommt nie zu spät.“ Ganz sicher ist dieser Ausspruch nur in übertragener Bedeutung richtig, denn auf unser Erdenleben angewandt, kann er nicht stimmen. Dieses ist abhängig von menschlichen Einrichtungen, als da sind: Eisenbahnzüge, Dampfboote, Automobile ... Meine Nichte Marie, die ich gestern abend noch traf, erzählte mir, was in Basel vorgefallen ist. Ich habe darum schleunigst ein Taxi gemietet und bin nach Bern gefahren, denn es fuhr kein Zug mehr. Unterwegs hatten wir eine Panne — auch das kommt vor. Und so bin ich erst jetzt hier angekommen, die Tür war aufgebrochen, das Schloss lag am Boden — es roch noch ganz leicht nach Gas. Und dann hörte ich Schritte in der Wohnung. „Ist vielleicht“, dachte ich bei mir selbst, „jener sympathische Inspektor anwesend, dessen Bekanntschaft zu machen ich in Paris die Ehre und das Vergnügen hatte? Das wäre eine wahrhaft göttliche Fügung!“ Es stimmte ...»

Zuerst hatte Studer überhaupt nicht zugehört, sondern mehr dem Klange der Rede gelauscht und ihn mit dem Tonfall jener anderen Stimme verglichen, die ihn am Telephon ausgelacht hatte. Der Pater sprach ein ausgezeichnetes Hochdeutsch, nur hin und wieder, bei Worten wie «gedacht» und «leicht» klang das «ch» gaumig-schweizerisch ... Die Stimme war eine richtige Kanzelstimme, tief, orgelnd, und sie passte eigentlich nicht recht zu dem dürftigen Körper. Aber Stimmen kann man verstellen, nicht wahr? In der kleinen Pariser Beize hatte die Stimme etwas anders geklungen, ein wenig höher vielleicht. War die französische Sprache, die der Pater damals gebraucht hatte, an dieser Verschiedenheit schuld?

Studer bückte sich plötzlich und hob das Schloss vom Boden auf. Er betrachtete es aufmerksam, sah dann in die Höhe, und seine Blicke suchten nach dem Gaszähler. Er war nicht in der Küche. Gerade über der Flurtür hockte er und sah genau so grün und feist und grimassierend aus wie sein Bruder in Basel ...

Und der Hebel, der als Haupthahn funktionierte, stand schief. Er stand schief und bildete einen Winkel von fünfundvierzig Grad ...

Studer betrachtete wieder das Schloss in seiner Hand. Da hörte er die Kanzelstimme sagen:

«Falls Sie eine Lupe brauchen sollten, Inspektor, so kann ich mit einer solchen dienen. Ich beschäftige mich nämlich mit Botanik und Geologie und trage darum immer ein Vergrösserungsglas in der Tasche ...»

Der Wachtmeister blickte nicht auf, er hörte die Federn des Klubsessels ächzen, dann wurde ihm etwas in die Hand geschoben — er hielt das Glas vors Auge ...

Kein Zweifel, rund um das Schlüsselloch waren graue Fäserchen zu sehen, besonders am vorstehenden, oberen Rand, so, als habe sich ein Schnürlein an der scharfen Kante gewetzt.

... Und der Haupthahn bildete einen Winkel von fünfundvierzig Grad! ...

Verrückt! ... Angenommen, die alte Frau hatte ein Schlafmittel genommen und war darauf in ihrem ledernen Klubsessel eingenickt — wäre es da für den mutmasslichen Mörder nicht einfacher gewesen, im Vorbeigehen den Haupthahn zu öffnen und sich dann still zu entfernen? ... Wenn nämlich ein Mord vorlag ...

Warum unnötig komplizieren? Eine Schnur am Haupthahn anbringen, sie oben über die Gasröhre führen, das Ende der Schnur durchs Schlüsselloch stecken und dann von aussen ziehen, ziehen, bis die Schlinge vom eisernen Hebelschlüssel abrutschte und man die Schnur hinausziehen konnte?

«Alte Frauen haben einen leisen Schlaf ...», sagte Pater Matthias. Lächelte er? Es war schwer festzustellen, trotz der spärlichen Schurrbarthaare, die über seinen Mund fielen wie ein feingehäkelter Spitzenvorhang. Aber er hielt den Kopf gesenkt und liess seine rote Mütze kreisen. Ein Sonnenstrahl fiel durchs Küchenfenster und um die Tonsur am Hinterkopf glitzerten die kurzen Haare wie Eis ...

«Danke», sagte Studer und gab die Lupe zurück. Der Pater liess sie in seiner grundlosen Kuttentasche verschwinden, zog die Tabakdose hervor, schnupfte ausgiebig und sagte dann:

«Damals, in Paris, als mir die Ehre zuteil wurde, Ihre Bekanntschaft zu machen, musste ich so plötzlich aufbrechen, dass es mir versagt geblieben ist, Ihnen andere wichtige Details zu erzählen ...» Stocken ... «... über meinen Bruder, meinen zu Fez verstorbenen Bruder.»

«Wichtiges?» fragte Studer und hielt den angebrannten Strohalm unter die Brissago.

«Wie man's nimmt.» Der Pater schwieg, spielte mit seiner Scheschia, schien plötzlich einen Entschluss gefasst zu haben, denn er stand auf, die vertätschte Kappe liess er auf dem Stuhl und sagte:

«Ich werde Ihnen einen Kaffee brauen . . .»

«Mira . . .», murmelte Studer. Er sass auf einem weissgescheuerten Küchenhockerli neben der Tür und hatte die Augen bis auf einen schmalen Spalt geschlossen. Nur die Verwunderung verbergen, dachte er, und besonderes die Neugierde! Der Mann dort hatte es darauf abgesehen, ihn zu verwirren. Denn: Tatsache war, dass in dieser Küche vor nicht langer Zeit eine alte Frau ums Leben gekommen war. Aber der Pater schien nicht einen Augenblick an diese Tatsache zu denken, er nahm eine Pfanne, füllte sie am Wasserhahn, stellte sie auf einen Brenner. Dann scheuchte er den Wachtmeister von seinem Hockerli auf, bestieg den Schemel, um den Haupthahn ganz aufzudrehen, nun stand er senkrecht, kletterte herab und sagte zerstreut: «Wo mag wohl der Kaffee sein?»

Und Studer sah das Holzgestell über dem Gasréchaud in der Küche am Spalenberg und die Blechdosen mit der abgestossenen Emailglasur: «Kaffee», «Salz», «Mehl». Hier gab es nichts dergleichen. Im Küchenschrank ein roter Papiersack mit gemahlenem Kaffeepulver.

Ein leiser Knall — der Pater hatte die Flamme unter der Pfanne angezündet. Nun ging er mit weitausholenden Schritten in der Küche auf und ab, die Falten an seiner Kutte zersplitterten, formten sich wieder, und bisweilen, sekundenlang nur, traf den weissen Stoff ein Sonnenstrahl: dann leuchtete die Stelle wie ein frischgeprägter Silberling . . .

«Er hat es prophezeit, mein Hellseherkorporal», sagte Pater Matthias. «Er hat es gewusst! Zuerst die in Basel, dann die in Bern Und wir beide haben die beiden alten Frauen nicht mehr retten können. Ich nicht, weil ich jedesmal zu spät gekommen bind. Sie nicht, Inspektor, weil Sie ungläubig waren.»

Schweigen. Die Gasflamme schlug zurück, es pfiff sonderbar dumpf und höhnisch; Pater Matthias behob die Störung.

«Ich hatte den beiden Frauen geschrieben, sie möchten sich in acht nehmen, es drohe ihnen Gefahr. Ich habe Josepha in Basel besucht, gleich nach meiner Ankunft, das war vorgestern — vorgestern morgen. Am Abend wollte ich noch einmal zu ihr, aber es war spät geworden. Um elf Uhr

läutete ich an ihrer Wohnung. Alles war dunkel, niemand öffnete mir.»

«Roch es nicht nach Gas?» fragte Studer und auch er sprach Schriftdeutsch.

«Nein.» Pater Matthias beschäftigte sich mit der Pfanne auf dem Herd. Er hatte dem Wachtmeister den Rücken zugekehrt. Das Wasser kochte. Pater Matthias schüttelte das Kaffeepulver darein, liess die Mischung aufkochen, drehte das Gas ab und schüttelte mit einer Kelle ein wenig kaltes Wasser in die Brühe. Dann nahm er Tassen aus dem Schrank, murmelte: «Wo hat die alte Frau ihren Schnaps verwahrt? Wo? — Im untern Küchenschrank! — Wollen Sie wetten, Inspektor, dass er im untern Küchenschrank steht? . . . Sehen sie!»

Er füllte die Tassen, tat geschäftig mit: «Bleiben Sie nur sitzen! Lassen Sie sich nicht stören!» Und brachte den Kaffee, den er tapfer mit Kirsch verdünnt hatte, dem Wachtmeister. Es war gespenstisch, fand Studer, das Kaffeetrinken um zehn Uhr morgens in der leeren Wohnung. Es kam ihm vor, als hocke die alte Frau, deren Gesichtszüge ihm unbekannt waren, in dem ledernen Klubsessel und sage: «Servieret-ech ungeschnürt, Wachtmeister, aber denn suechet min Mörder!»

Und es war ein Weiterspinnen dieser Vision, als Studer fragte:

«Wie sah sie eigentlich aus, die Sophie Hornuss?»

Pater Matthias, der wieder seine Wanderung durch die Küche aufgenommen hatte, blieb stehen. Seine Hand fuhr in die unergründliche Tasche seiner Kutte und brachte ein kleines Ding aus rotem Leder zum Vorschein, das wie ein Taschenspiegel aussah. Aber statt des Spiegels sah man beim Aufklappen zwei Photographien.

Studer betrachtete die Bilder. Das eine stellte die Josepha dar: denn nicht zu verkennen war die Warze neben dem linken Nasenflügel. Nur war das Bild aufgenommen worden, als die Frau noch jung war. Viel Güte lag um den Mund, um die Augen . . .

Das andere Bild — Studer wusste gar nicht, dass er sich räusperte, dass er auf die Photographie starnte und starnte . . .

Die Augen vor allem: verschlagene, stechende Augen. Ein schmaler Mund — nur ein Strich waren die Lippen in dem jugendlichen Gesicht. Jugendlich? Warum nicht gar! Gewiss, die Photographie stellte eine Frau dar, Mitte der Zwanzigerjahre, aber es war eines jener Gesichter, die nie altern — oder nie jung sind. Beides war richtig.

Und noch etwas liess sich aus dem Bild begreifen: dass der Schweizer Geologe Cleman Alois Victor die Scheidung verlangt hatte. Mit solch einer Frau war nicht gut zusammenspannen! ... — Eine hochgeschlossene Bluse, ein Stehkragen mit Stäßli, der das spitze Kinn trug ... Und Studer konnte es nicht verhindern, dass ihm ein Frösteln über den Rücken lief ...

Die Augen! Sie waren geladen mit Hohn, mit höhnischem Wissen. Sie schrien es dem Beschauer entgegen: «Ich weiss, ich weiss viel! Aber ich sage nichts!»

Was wusste die Frau?

«Wann hat sich Ihr Bruder scheiden lassen?» fragte Studer und seine Stimme war ein wenig heiser.

«1908. Und im nächsten Jahr heiratete er wieder. 1910 wurde Marie geboren ...»

«Und 1917 ist Ihr Bruder gestorben?»

«Ja»

Pause.

Peter Matthias blieb stehen, blickte zu Boden — und dann begann er seine Wanderung aufs neue.

«Es ist da eine Merkwürdigkeit, die ich vergessen habe, Ihnen mitzuteilen. Mein Hellscherkorporal Collani hat sich 1920 in Oran anwerben lassen — schon das ist sonderbar, dass er auf afrikanischem Boden engagiert hat — und während des grossen Krieges soll er sich, Angaben zufolge, die bei seinen Personalakten lagen, als Krankenpfleger in Marokko betätigt haben — in Fez. In Fez ist mein Bruder gestorben, das wissen Sie wohl, Inspektor. Ich war damals auch im Land, ich zog in der Gegend von Rabat herum und wusste, nichts davon, dass Victor im Sterben lag ...»

Er gibt also zu, im Lande gewesen zu sein, dachte Studer. Auch er trägt einen Bart. Gekräuselt kann man ihn zwar nicht nennen, es ist ein Schneiderbart. Aber eine Aehnlichkeit mit der Photographie über dem Bette der Sophie ist unverkennbar — wie komm' ich nur auf so verrückte Gedanken? Der Geologe und der Pater ein und dieselbe Person? — Er starrte wieder auf die beiden Frauenbilder, die auf seinem Knie lagen.

«Nicht einmal zum Leichenbegängnis meines Bruders habe ich kommen können ... Als ich nach einem Monat Fez erreichte, war Victor schon unter der Erde. Nicht einmal sein Grab habe ich besuchen können. Man hatte ihn ins Massengrab geworfen, sagte man mir, eine Blatternepidemie wütete damals gerade ...»

Studer zog sein Ringbuch, um dem Absatz über «Cleman Alois Victor einen Nachtrag zu geben — da flatterte ein zusammengefaltetes Blatt Papier zu Boden. Der Pater war flinker, er hob es auf und gab es dem Wachtmeister zurück — einen kurzen Augenblick behielt er es in der Hand und betrachtete es aufmerksam ... «Danke», sagte Studer und beobachtete zwischen den Wimpern den Weissen Vater. Er trug, gerade jetzt, seinen Namen nicht mit vollem Recht. Denn seine Gesichtshaut, von der Sonne gebräunt, war grau gefleckt. Und der Wachtmeister hätte jede Wette eingegangen, dass der Mann mit dem Schneiderbärtchen bleich geworden war ...

Warum? Studer steckte das gefaltete Blatt scheinbar achtlos in seine Busentasche. Wie dick sich das Papier anfühlte! Das war ihm in Basel nicht aufgefallen, als er vor der Nase des rosigen Sanitätspolizisten die Fieberkurve kaltblütig eingesackt hatte ...

Pater Matthias hatte also die Fieberkurve wieder erkannt? Wo hatte er sie gesehen? Bei seinem «Hellscherkorporal?»

Und zum ersten Male stieg in Wachtmeister Studer die Vermutung auf, dass die Geschichte vom Hellscherkorporal, die er als Märcehn abgetan hatte, eine Bedeutung haben könne — keine okkulte, keine metapsychische, keine hellseherische, nein! Die Geschichte vom Hellscherkorporal musste man werten wie einen scheinbar dummen Schachzug, den ein kluger Gegner gemacht hat. Man tut den Zug mit einem Achselzucken ab — aber siehe da: nach sechs, sieben Zügen merkt man, dass man in eine Falle geraten ist ...

Es empfahl sich, alles, was mit dieser Hellschergeschichte zusammenhing, genau und sorgfältig zu prüfen. Das würde schwierig sein, von hier, von Bern aus. Aber wozu hatte man gute Bekannte in Paris? Madelin, den Divisionskommisär, der von einem Dutzend Inspektoren «Patron» genannt wurde? Wozu hatte man Godofreys, des wandelnden Lexikons, Bekanntschaft gemacht? Zwar auf ein Erblassen allein liess sich keine Theorie aufbauen. Ueberhaupt Theorien! Zuerst und vor allem hatte man sich in die g'spässigen Verhältnisse der Familie Cleman einzuleben. Ja! *Einzuleben?* Dann konnte man weiter sehen.

Und Studer schrieb unter den Absatz, der von Cleman, Victor Alois, handelte, das Wort: Massengrab» und unterstrich es doppelt.

Der Pater stand am Fenster und blickt in den Hof.